



Städtisches Leben soll auch Sicherheit und Geborgenheit vermitteln: Die Wohnneubauten in Berlin-Friedrichswerder interpretieren die mittelalterliche Stadt.

Abb. aus dem besprochenen Band

Man möchte wissen, wo man ist

Von Hans Magnus Enzensberger stammt die Bemerkung, jeder Städtebewohner wisse, dass die Architektur im Gegensatz zur Poesie eine terroristische Kunst sei. Was überzeichnet erscheinen mag, hat einen wahren Kern: Das Gebaute umgibt den Einzelnen ständig. Architektur ist unentzerrbar, sozialisiert immer schon und bleibt dabei zumeist unbewusst. Dennoch wird heute oft vorausgesetzt, dass sich die Stadt gefälligst unseren Bedürfnissen anzupassen habe. Im jüngeren Alter soll sie für uns laut und untrieblich sein, danach im Job und mit Kindern eher ruhig und friedlich und, noch einen biographischen Abschnitt später, barrierefrei. Die Erwartungen sind groß, die Frustration über die urbanistischen Umstände ebenso.

Nun widmen sich zwei Neuerscheinungen der Frage, in welchen Städten wir leben möchten. Während das eine Buch sich eher mit der gesellschaftlichen Sphäre – dem immer lauter artikulierten Wunsch nach Überwachung und dem damit einhergehenden Schwenden frei zugänglicher Räume, sozialer Durchmischung und kommunaler Teilhabe – auseinandersetzt, setzt das andere seinen Fokus vorrangig in der Stadtgestaltung.

„Die ambivalente Stadt“ widmet sich, im Titel klingt es nur an, dem Thema (Un-)Sicherheit und den damit verbundenen Auswirkungen auf Städte, vor allem auf die öffentlichen Räume, ihr Aussehen, ihre Nutzung und Funktion. Dabei hat der von dem Kulturwissenschaftler Jürgen Krusche edierte Band einen ungewöhnlichen Aufbau: Zwischen vier gesellschaftskritischen Essays (unter anderem von Jens Dangschat und Erol Yildiz) und drei Fallbeispielen (zum Thema Urban Gardening sowie zu Lagos und Hong-

Wollen wir mehr Überwachung, oder soll der Stadtraum die Tugenden der offenen Gesellschaft widerspiegeln? Jürgen Krusche und Karsten Pålsson denken über die Stadt nach, in der man gut und gerne leben könnte.



Jürgen Krusche (Hrsg.): „Die ambivalente Stadt“. Gegenwart und Zukunft des öffentlichen Raums.

Jovis Verlag, Berlin 2017. 176 S., Abb., br., 28,- €.



Karsten Pålsson: „Humane Städte“. Stadtraum und Bebauung.

DOM publishers, Berlin 2017. 272 S., Abb., br., 28,- €.

kong) werden sechs fotografische Erinnerungen des Künstlers Kai Ziegner zu Gewalterfahrung im öffentlichen Raum eingeschoben. Dass Fotografie ein probates Medium der Stadtforschung sein kann, wollen die beiden abschließenden Beiträge illustrieren. Die Garagenbilder des Philosophen Jürgen Hasse erweisen sich dabei als „Nistplätze komplexer Bedeutungszusammenhänge, die durch das wache Selbsthineinsehen – die Autopsie – hervortreten“. Und der Historiker Philipp Sarasin will visuell festhalten, dass die meisten *global cities* eben nicht „nach dem Muster von Siena oder Krakau“ gebaut seien, „mit großen schönen Plätzen vor Rathäusern oder Kirchen, wo die Bürgerschaft und die städtische Herrschaft sich trafen, wo Macht überschaubar war und das soziale Leben eine in der Architektur der Stadt lesbare Form besaß“. Vielmehr stellen sie „ein fortwährendes Aufquellen, ein Die-Maßstäbe-Verschieben, eine ständige Überforderung“ dar.

Christa Müller, Propagandistin des Urban Gardening, sieht hingegen heute viele Chancen zu einer produktiven Aneignung von Stadt, zumal das „im Internet praktizierte Teilen von Kenntnissen und die hieraus resultierende Wirksamkeitserfahrung“ in die analogen Räume migriere. Ihre Aktivisten verlangen „nach freiem Zugang und ihre ästhetischen Vorlieben schließen Hands-on-Lösungen explizit mit ein“. Selbstkritisch räumt sie ein, dass „die substanzorientierten Räume fortwährend Gefahr“ laufen, kulturindustriell verinnahmt zu werden. Trotz unterschiedlicher Zugänge wollen alle Autoren am Konzept der offenen Stadt festhalten und sind überzeugt, dass zum Verständnis der Stadt die dualistische Aufteilung in sicher-unsicher oder schön-hässlich zu kurz greift.

Um das Wechselspiel von Stadtraum und Öffentlichkeit geht es auch in dem Band „Humane Städte“ des dänischen Stadtplaners Karsten Pålsson. Er legt ein Kompendium vor mit Planungshinweisen und Leitlinien für die bauliche Codierung des Urbanen. Dabei stützt er sich auf Erkenntnisse, die er durch langjährige Untersuchungen von Großstadtsituationen in verschiedenen Ländern gewonnen hat. Seine These: Es gibt elementare Bedürfnisse für die Gestaltung öffentlicher Räume.

Im Gegensatz zur Architektur, die ebenso wie unser Leben wechselnden Moden und Strömungen unterliegt, bleiben diese Kriterien überraschend konstant. Straßen und Plätze etwa haben ein Profil, dessen Qualität von seiner Maßstäblichkeit zur Umgebung und seinen Proportionen abhängt. Das Profil gibt dem Straßenraum Halt und charakterisiert ihn mitunter so einprägsam, dass er sich auf einen Blick identifizieren lässt: Man weiß, wo man ist.

Folgerichtig ist Pålssons Blick auf Baumuster und Bautypen gerichtet, auf Zugangsprinzipien sowie auf die Verknüpfung mit öffentlichen Straßen und Wegen – Grundlagen für städtisches Leben sowie einer Sicherheit und Geborgenheit vermittelnden Stadt. Herausgekommen ist ein Ratgeber, wie man Stadtenergie und -sanierung richtig betreibt. Die Beispiele stammen zumeist aus Kopenhagen, wobei vielfach auch Berlin zu Rate gezogen wird, deutlich weniger denn Barcelona, Hamburg, Stockholm oder Zürich.

Die Welt außerhalb Europas hingegen existiert hier bewusst nicht, denn wichtig sei, „dass man sich vor der heute herrschenden Tendenz zur Internatio-

nalisierung der Architektur hütet, die bewirkt, dass neue Häuser überall auf der Welt gleich aussehen“. Es ist begrüßenswert, dass sich ein ausführlich illustriertes Buch mit dem lebensweltlichen Aspekt des Urbanen befasst, dass es um die Frage der Aufenthaltsqualität geht, um das Potential der Straße als einen sozialen Raum, um die Bedeutung von sinnlichen Anreizen, die sich in Bodenbelägen wie in angrenzenden Gebäuden finden können.

Freilich folgt das Dargebotene allzu sehr dem Strickmuster des dänischen Stadtplaners Jan Gehl, der mit seinen Büchern „Leben zwischen Häusern“ (2012) und „Städte für Menschen“ (F.A.Z. vom 18. März 2015) für Furore sorgte. Als Leser hat man hier wie dort den Eindruck, es werde ein Wertesystem mit einer gesunden Dosis *dolce vita al fresco* verkauft. Zwar ist es richtig, als Ausgangspunkt und zentrale Komponente die *res publica* der Straßen und Plätze zu wählen, also die Überlagerung von technischen Infrastrukturbauweisen einerseits und stadträumlichen Elementen andererseits. Aber für eine fundierte Auseinandersetzung fehlt denn doch die Frage nach Machtverhältnissen und Konfliktpotentialen.

Ogbleich sie nicht in allen Details überzeuge, bereichern beide Bände die urbanistische Literatur. Der öffentliche Raum stellt jeweils den entscheidenden Begriff in den Mittelpunkt – gemeint ist damit bei Pålsson eine planbare bauliche oder räumliche Struktur, bei Krusche eine bestimmte soziale und kulturelle Qualität, die aus unterschiedlichen Nutzungsformen des Raumes entstehen kann. Über eine belastbare Brücke dazwischen hätte man sich gefreut.

ROBERT KALTENBRUNNER

Der rastlose Aufständische

Peter Mathews erzählt das Leben von Harro Harring

In den gut drei Jahrzehnten zwischen der Neuordnung Europas auf dem Wiener Kongress und der Märzrevolution 1848 war Harro Harring bei fast jeder Rebellion dabei. Im philhellenischen Kampf der Griechen gegen die Osmanen 1821 wie im polnischen Novemberaufstand gegen den russischen Zaren 1830, beim revolutionären Hambacher Fest und Frankfurter Wachensturm 1832/33 wie ein Jahr später als Mitglied in Giuseppe Mazzinis Geheimbund „Junges Europa“. In Rio de Janeiro will er 1842 gegen Unterdrückung und Sklaverei die Vereinigten Staaten von Südamerika begründen, 1848 kämpft er in seiner Heimat für ein freies Friesland und wenig später für eine panskandinavische Republik. In Kämpfen und Duellen bekommt er dabei einiges ab, wird oft inhaftiert, ausgewiesen und von Agenten verfolgt. Vor allem ist Harro Harring aber auch ein Mann des Wortes.

Mindestens so unglaublich wie dieses rastlose Leben eines revolutionären Schriftstellers ist, dass er fast völlig in Vergessenheit geriet. Der nordfriesische Bauernsohn, der als Zolllehrer in die Welt zog, Malerei studierte und dann als politischer Publizist überall gekannt und gefürchtet war, fand gegen Ende fast nur noch im Husumer Gerichtsherrn Theodor Storm einen Fürsprecher. Der plädierte 1867 dafür, diesem überspannten, aber letztlich harmlosen „alten müden Abenteuerer die Rückkehr und das Grab in der Heimat“ nicht zu versagen. Doch Harring, der sich von preussischen und russischen Agenten verfolgt wähnte, erdolcht sich 1870 an seinem letzten Zufluchtsort, der Kanalinsel Jersey.

Das Leben dieses Abenteuerers hat der Publizist Peter Mathews jetzt in einem selbst ziemlich abenteuerlichen Buch eingefangen. Der Untertitel „Geschichte“ ist naturgemäß doppeldeutig, denn dieses Lebensbild ist Historia und Fabula zugleich. Vor allem im ersten Drittel weiß der Biograph stets, wie sein Held sich gerade fühlt, was er und andere denken und sagen. In Dresden etwa hört er Schopenhauer am Nebentisch raunen, der alte Goethe wolle „seine junge Geliebte mit orientalischen Oden auf den Diwan zwingen“. Selbst als Harring 1848 wegen einer Satire aus Norwegen ausgewiesen werden soll



Peter Mathews: „Harro Harring“. Rebelle der Freiheit. Die Geschichte des Dichters, Malers und Revolutionärs 1798–1870. Europa Verlag, Berlin, München, Zürich, Wien 2017. 447 S., Abb., geb., 22,90 €.

und sich eine spontane Demonstration dagegen erhebt, der jungen Henrik Ibsen ist darunter, glaubt Mathews eines kitschigen Hintergrunds zu bedürfen: „Die See war still und die Sonne stand hoch, die Wolken spiegeln sich im Wasser, Berge leuchteten in der Ferne, der Klabaftermann der Freiheit verließ Christiania.“

Solche redseligen Kommentare verfehlen leider das Ziel, Situationen nahezubringen. Statt zu lesen, Harring habe den letzten Brief seiner Verlobten zerrissen und ins Meer geworfen, würde man lieber wissen, was darin stand. Einige Briefe an Heinrich Todsén, der sich des Halbweises nach dem frühen Tod des Vaters annahm, zieht Mathews zwar aus der Landesbibliothek Kiel heran, was ist aber mit den zahlreichen weiteren Korrespondenzstücken, die nach Ausweis der Datenbank „Kalliope“ weit verstreut sind? Harring hat sein Leben selbst mehrfach beschrieben, in der dänischen „Biographisk Skitse“ (1863) wie auch in den „Erinnerungen aus Warschau“, den „Memoires sur la Jeune Italie“ oder der „Skizze aus London“. Zugleich wurde er verschiedentlich porträtiert, etwa in New York von dem Diplomaten Alexander H. Everett in dem „Democratic Review“, was ihm auch zur amerikanischen Staatsbürgerschaft verhalf.

Es wäre also nicht sonderlich schwierig gewesen, belegbare Informationen als solche zu markieren und von den teils kühnen Erfindungen abzuheben. Das reiche Material über diese Ausnahmeexistenz hätte es jedenfalls verdient. Harring stand mit vielen Größen seiner Zeit in Kontakt. Während Byron, Börne, Garibaldi, Heine, Victor Hugo oder Poe aber Geschichte geschrieben, geriet dieser „Hund der Revolution“ völlig in Vergessenheit. Karl Marx, der den Republikaner Harring in London traf, schrieb in seinem geheimen, erst 1935 entdeckten Dossier „Die großen Männer des Exils“ über diesen „Emigrationsagitor“: „heute unter Wasserpolacken, morgen unter Gauchos, übermorgen unter Schiffskapitänen; verkannt, verlassen, ignoriert, überall aber irrender Ritter der Freiheit“.

Harring schrieb dabei unaufhörlich Freiheitslieder, Pamphlete, politische Tendenzstücke fürs Theater, Reiseskizzen oder den Südamerika-Roman „Dolores“. Von diesen Werken hätte man gerne mehr als ein paar beiläufige Inhaltsangaben erfahren. Mathews interessiert sich dafür kaum, ihn treibt die Begeisterung für den Rebellen voran, manchmal so vehement, dass er den Boden unter den Füßen verliert. Es gelingt ihm immerhin eine flotte geschriebene „Geschichte“, die im Sinne eines biographischen Romans viele politische Wirren des Deutschen Bundes und Europas erhellt, der man aber eben nicht alles glauben darf.

ALEXANDER KOŠENINA

Vom Tanz im eisernen Käfig

Zwischen Tabuzonen und zwischen den Zeilen: Thomas Zimmer entwirft eine Geschichte der neuen chinesischen Literatur

Ist die chinesische Literatur aus dem Koma erwacht? Mit der Titelfrage seines Buchs meint der Sinologe Thomas Zimmer weniger die Metapher vom schlafenden Drachen als jenes „eigenartige und nachhaltig wirksame Schweigen“, das das Kulturschaffen in China seit der blutigen Unterdrückung des Studentenaufstands 1989 umfängt und auch von Ma Jian in dessen auf dem Index stehenden Roman „Peking-Koma“ thematisiert worden ist.

Zimmers Ansatz ist der einer Literaturgeschichte als Geschichtsspiegel, aber auch von Belletristik als Katalysator und Avantgarde gesellschaftlicher Phänomene. Anschaulich erörtert er das Lavieren zwischen staatlicher Kontrolle, Markterfordernissen, Publikums geschmack und internationaler Sichtbarkeit, abgesichertem Diskurs und Empörung.

Sein Buch untersucht historische Wendepunkte und wechselnde Tabuzonen der Literatur, Dimensionen des Stummlebens, aber auch Neubeginns in Chinas Historie. Maos „Gespräche über Kunst und Literatur in Yan’an“ von 1942 waren rote Fixsterne des Sozialistischen Realismus, der Tod des kommunistischen Führers löste 1976 eine Literaturerneuerung aus. Doch weiter wurden für Ideenwelten

und Geschichtsinterpretationen Denkhorizonte abgesteckt – etwa 1981 mittels einer Resolution über Fragen der Partei-geschichte oder 1983 mit der „Kampagne gegen geistige Verschmutzung“. Das Masker von 1989 leitete kulturelles Selbstvergeben und eine warenwirtschaftliche Kunstorientierung in China ein.

Hochinformativ erörtert der Band neuere Strömungen, Epochen und Stilrichtungen der chinesischen Literatur. Nach dem Ende der Kulturrevolution folgte eine der deutschen Trümmerliteratur vergleichbare „Narbenliteratur“ und „Literatur der Vergangenheitsbewältigung“. In der nachmaoistischen Avantgarde kam es alternativ zum Sozialistischen Realismus zu einem Wettstreit postmoderner Realismen, etwa des Neorealismus des heute in Frankreich lebenden Nobelpreisträgers Gao Xingjian, dem eine „kalte Literatur“ ohne Ismen vorschwebte, und des Halluzinatorischen Realismus des von Gabriel García Márquez geprägten anderen chinesischen Nobelpreisträgers Mo Yan.

Das Buch schildert die Freude am Experimentieren mit nichtlinearen Plots, mehreren Erzählebenen und dem Stream of Consciousness vom Ende der achtziger Jahre an bis zum Neubespielen ästheti-

scher Tradition. Dem theoretischen Teil folgen Werkanalysen wie zu Gao Xingjians „Buch eines einsamen Menschen“ und Mo Yans in Qingdao unter deutscher Kolonialherrschaft spielendem Epos „Die Sandelholzstraße“ als postkolonialistische Literatur mit volkstümlichen Elementen. Weitere von Zimmer analysierte Romane sind Jia Pingwas in der klassischen Ästhetik des Wandels stehender chinesischer Wenderoman „Verrottete Hauptstadt“ und Can Xues „Die Straße der fünf Gewürze“ als Bewusstseinsstrom moderner Scheinnormalität und Werk radikaler Innerlichkeit.

Trotz der verwirrenden Vielfalt der chinesischen Gegenwartsliteratur, die nicht mit Meinungsfreiheit verwechselt werden dürfe, erkennt Zimmer literaturgeschichtliche Kontinuitäten. Da wären eine von Lu Xun zu Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts bis Can Xue sich fortschreibende Konfuzianismuskritik, die im Motiv der Jugend die Rede von der Erneuerung symbolisiert, oder ironische Neufassungen von Bauern- und Heimatliteratur.

Verstetigt hat sich in Chinas Literaturgeschichte ferner ein Spiel mit Verschlüsselung und Homophonen sowie eine doppelbödige phantastische Literaturtradi-

tion, wie Zimmer in einem luziden Kapitel über Gängelung, Vor-, Nach- und Selbstzensur, erklärt. So spricht Yan Lianke, der kritische Prosa wie „Dem Volke dienen“ verfasst hat, von Selbstzensur als „Tanz in einem eisernen Käfig“ im Irrglauben, frei zu sein.

Einen breiten Raum im Buch nimmt ferner die Generation der „Post-80er“, also der nach 1980 geborenen Autoren, ein. Typisch für sie sind Gattungen wie Campusliteratur, „Adoleszenzliteratur“ und castingartige Literaturwettbewerbe. Aus einem solchen ging auch Han Han hervor, der als Rebelle und Vertreter der „Herumtreiberliteratur“, deren Markenzeichen eine Anti-Haltung und Rabaukenkultur sind, näher porträtiert wird. So ist Hans Roman „1988 – Ich möchte mit dieser Welt reden“ eine enigmatisch-atmosphärische Evokation der Zeit vor der Katastrophe. Die Flucht des Protagonisten vor der auch auf das politische Klima bezogenen „dicken Luft“ ist zugleich Roadtrip, Zeitroman und *rite de passage* durch Stationen chinesischer Geschichte.

Als Beispiel für engagierte neue Fantasyliteratur wird Cai Jun vorgestellt. Hinter wohligem Gruseln versteckt sich bei ihm „sozialer Horror“ und Kulturkritik in

Kodierungen, die dem Regierungskonzept einer „harmonischen Gesellschaft“ ironisch gegenüberstehe und in dieseitigen Höllen Gesellschaftskritik übe – wie der in der Konsumunterwelt eines Shoppingcenters spielende Roman „Wandlungen der Hölle“. So sieht Zimmer Chinas Gegenwartsliteratur als faszinierendes Experiment und als Taktmesser der Demokratisierung im Land. Zwischen ihren Zeilen wird die Systemfrage gestellt, doch Zimmer attestiert der chinesischen Literatur auch Auto-Amnesie, spricht von „Literaturblasen“, Eintagsfliegen und dem Schielen auf Marktgängigkeit. Wirtschaftlich habe sich China vom komatösen Zustand, in den es 1989 geraten war, erholt, ein endgültiges kulturelles und literarisches Erwachen stehe aber noch aus.

STEFFEN GNAM



Thomas Zimmer: „Erwachen aus dem Koma?“ Eine literarische Bestimmung des heutigen Chinas.

Tectum Verlag, Baden-Baden 2017. 510 S., geb., 49,95 €.